



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Der kleine Beschützer.

Gedicht zu unten stehendem Bilde von Julius Lohmeyer.

Zurück, ihr Fieschen auf dem Fleck!
Ihr unverschämten Großen,
Ihr drängt mir ja die Kleinen weg
Mit Schubsen und mit Stoßen!

Drum lad' ich heut' die Kleinsten mir,
Die immer fasten müssen,
Weil Ihr mit Eurer plumpen Eier
Vom Futter sie gebissen.

Und Du, klein Stiefgeschwisterkind,
Küchlein im weißen Röckchen,
Dem alle gram und feindlich sind,
Bekommt das beste Bröckchen!

Die Badlerin.

Roman von Heinrich Lee.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Die Estrade, auf der das Bett stand, wurde vom Fußboden durch ein metallenes, vergoldetes Gitter getrennt, das am Tage verschlossen war. Der Betraum machte so den Eindruck eines verschlossenen Paradieses und bei Metas Roketterie stand es außer Zweifel, daß dieser Eindruck von ihr beabsichtigt war. Auf einem Waschtische stand ein vergoldetes Becken, eine vergoldete Kanne und das vergoldete Zubehör. Die Wände waren in demselben Blau, wie Decke und Himmel, mit Seide ausgeschlagen. Einige bunte englische pikante Kupferstiche hingen daran, von alter Herkunft und kostbarem Werte. Meta probierte niemanden damit, sie gefielen ihr nur eben.

Aus dem Schlafzimmer führte eine immer offen stehende Tür in das Ankleidezimmer.

Es war ein mit hellem Cretonne ausgeschlagener Raum.

Zu einer Ecke stand ein Tisch, von alter Pariser Boule, mit hundertlei Bürsten, Kämmen und Büchsen besät, darüber hing ein kleiner Spiegel.

An diesem Tische saß Meta mit Vorliebe. Verschönerungsmittel gebrauchte sie nicht, außer am Abend etwas Puder und für die Augen, was ein Aberglaube bei ihr war, eine Mischung von Spiritus und Zenchel. Sie frisirierte sich selbst und konnte im Verlaufe des Tages ein halbes Dutzend Mal ihr langes blondes Haar auflösen und

wieder zusammenbinden, ohne dabei zu ermüden. Es war bei ihr eine Spielerei. Ihr Haar war so stark, daß es ihr, wenn sie es hinten allzu fest aufsteckte, Kopfschmerzen machte. Wäre es möglich gewesen, so hätte sie es am liebsten in Böpfen getragen.

Meta setzte sich wieder vor das Tischchen hin. Ihr Gesicht im Spiegel zu betrachten, machte ihr Vergnügen.

Eigentlich hatte sie nach dem Bade und der vorangegangenen heftigen körperlichen Bewegung Hunger. Hunger war aber bei ihr Gewohnheit. Vor dem Sattessen hatte sie Furcht, sie war um ihre Taille besorgt.

Es klingelte. Ein Dienstmädchen trat ein und brachte Meta eine Karte. Meta war sehr überrascht. „Ich lasse bitten,“ sagte sie, „führen Sie den Herrn in den Salon.“

Als Meta wieder allein war, überlegte sie schnell, was sie anziehen sollte.

Sie wählte einen dunkelroten Schlafrock, der, obwohl sie blond war, ihr dennoch ausgezeichnet stand und der ihre ebenmäßigen Formen in ein deutliches Licht setzte.

Bevor sie ging, warf sie noch einen Blick in den Spiegel. Die beiden feinen Falten, die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln führten, erschienen ihr jetzt schärfer als noch vor wenigen Minuten.

Die beiden feinen Falten, die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln führten, erschienen ihr jetzt schärfer als noch vor wenigen Minuten.

Die beiden feinen Falten, die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln führten, erschienen ihr jetzt schärfer als noch vor wenigen Minuten.



Der kleine Beschützer. Nach dem Gemälde von Franz Gräßel.

Sie fühlte Freude, Neugierde und Verlegenheit.

So begab sie sich in den Salon.

Rudolf war, als Meta den Salon betrat, in den Anblick einer kleinen Elfenbeinstatue versunken, die auf dem Kamine stand und die er in früheren Zeiten Meta einmal von der Reise mitgebracht hatte.

Die kleine Figur erinnerte ihn mehr an das Vergangene, als der ganze, unverändert gebliebene Raum um ihn her.

Er hatte zwar keinen großen Grund, unruhig zu sein, aber eine kleine Erregung, wenigstens eine kleine Spannung in ihm wäre, nun er in diesem Zimmer stand, nur das Natürliche gewesen.

Jetzt wunderte er sich darüber, wie phlegmatisch er war.

Er hörte Meta nicht, als sie eintrat. Der Teppich dämpfte jeden Laut.

Meta verhielt sich einige Augenblicke still, im Zweifel, ob sie darauf warten sollte, bis er sich umdrehen würde, oder ob sie ihn anreden sollte.

Seine schlanke Gestalt steckte in einem langen, grauen Gehrock mit abstehenden Pariser Achseln und kam ihr fast fremd vor. Sie sah, wie seine Aufmerksamkeit der kleinen Figur galt, und bemühte sich, sein Gesicht sich dazu vorzustellen.

Das Herz klopfte ihr von neuem.

Plötzlich wandte er sich langsam um.

Als er sie jetzt erblickte, verriet nichts in seiner Miene eine stärkere Bewegung.

„Das ist hübsch von Ihnen,“ sagte sie rasch und streckte ihm mit unbefangener Herzlichkeit die Hand entgegen. „Sie sind verreist gewesen, wir haben's gehört. Seit wann sind Sie zurück?“

Sie bemerkte auf den ersten Blick, wie verändert er aussah.

Er sah müder aus und älter und es war doch kaum ein halbes Jahre her, seit sie von einander Abschied genommen hatten.

„Seit gestern,“ erwiderte er und küßte ihr leicht die Hand.

Er fühlte sich wieder von dem Fluidum durchrieselt, wie einst, wenn er sie berührte.

Auch sie schien ihm verändert. Sie war voller geworden und sah noch gesünder aus als früher. Das Unabhängige ihres Wesens trat in ihrer körperlichen Erscheinung jetzt noch kräftiger hervor.

Beide befanden sie sich in dem gewissen Alter, welches das Äußere eines Menschen in kurzer Zeit zu etwas anderem umwandelt.

„Dann müssen wir uns ja geschmeichelt fühlen,“ entgegnete sie.

Es war nicht klar, ob das Spott bei ihr war. Jedenfalls lag ein guter Teil Koketterie wieder darin. Die war ihr aber schon zur anderen Natur geworden. Es war in ihrer Koketterie etwas Naives und deshalb verletzte sie nicht.

Sie sagte „wir“, als meinte sie damit zugleich ihren Mann, und das konnte nicht gut ihr Ernst sein.

„Ach nein,“ erwiderte er gleichmütig, indem sie sich hinsetzten.

„Sie haben dazu keinen Grund. Wie geht es Ihrem Mann?“

„Ich danke.“

„Ist er zu Hause?“

„Er ist soeben zur Börse.“

Es war dieselbe Zeit, um die er, ehe sie sich einander entfremdet hatten, auch früher stets gekommen war. Damals mußte er, daß er sie allein zu Hause traf. Er hatte es aber ganz aufrichtig inzwischen vergessen.

„Wie geht es ihm denn?“ fragte er weiter.

„Wie immer.“

„Und Ihnen?“

„Mir geht es gut.“

„Man sieht es Ihnen an.“

Meta wurde endlich nervös. „Sie scheinen von Ihrer Reise sehr viel Geist mitgebracht zu haben,“ sagte sie.

„Ich langweile Sie. Ich gebe mir auch gar keine Mühe, Sie etwa nicht zu langweilen. Früher bin ich dumm genug gewesen, Sie und die Leute unterhalten zu wollen. Ich habe mich aber endlich gefragt, wer mich unterhält. Niemand. Ich sehe also nicht ein, wozu ich mich anstrengen soll. Die Welt macht mir keinen Spaß. Warum soll ich der Welt welchen machen? Wenn Ihnen mein Besuch nicht paßt, dann will ich wieder gehen; Sie brauchen mir das nur zu sagen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es Ihnen nicht im geringsten übel nehmen werde.“

„Warum sind Sie dann hergekommen?“

„Mein langweile ich mich noch mehr.“

Sie mußte lächeln. „Sie sind wahrhaftig sehr artig geworden,“ sagte sie.

Beide schwiegen nun.

Es war ganz so, als wäre zwischen ihnen beiden nie das Geringsste vorgekommen.

Jedes merkte aber am anderen, daß es in dieser Minute fortwährend an das Geschehene dachte.

Es war Meta zu Mute, als könnte sie keinen freien Atem bekommen.

Rudolf stand auf. „Es wird am besten sein — ich gehe,“

sagte er. — Meta zögerte. „Werden Sie wiederkommen?“ fragte sie endlich.

„Zu welchem Zweck?“

Es war ihr jetzt völlig gleichgültig, wie sie sich vor ihm gab.

„Ich bin Ihnen also gar nichts mehr?“ fragte sie.

Er lächelte leicht, zum ersten Mal. „Täte Ihnen denn das so leid?“

„Vielleicht doch!“

„Es würde Ihre Eitelkeit kränken?“

„Das mag sein. Es ist aber noch ein anderer Grund!“

„Welcher denn?“

„Ich würde in Ihnen etwas verlieren.“

„Einen Anbeter eben, wenigstens einen ausgedienten.“

„Das ist doch ohnehin vorbei.“

Sie sagte das auf eine fast heitere, sorglose Art.

„Was also sonst?“

„Gut also. Auf die Gefahr hin, Ihnen ein Kompliment machen zu müssen: Man unterhält sich eben mit Ihnen gut.“

„Sie sehen doch aber, daß ich jetzt ein sehr ermühter Mensch bin.“ —

„Trotzdem!“

„Dann muß es um die anderen Leute, die Sie um sich haben, etwas übel aussehen.“

„Das wissen Sie doch auch.“

„Haben Sie denn gar nicht das Gefühl, daß ich vor Ihnen eigentlich eine ganz lächerliche Figur spiele? Ich spür' es jetzt ganz deutlich.“

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen.“

Wollte er denn an das Vergangene rühren? Er tat es.

„Wir haben uns doch aber geküßt,“ sagte er.

Sie gab die richtige Antwort einer Frau. „Wir! — Sie haben mich geküßt!“

„Wir wollen nicht darüber streiten,“ lächelte er, „das Unglück ist nicht groß und ich würde es sogar wagen, es vor Ihrem Manne zu verantworten. Meinen Sie nicht, daß es viel besser ist, wenn man sich ausspricht, als daß man schweigt?“

„Ja,“ sagte sie aufatmend.

Es war, als ging ein kühler, frischer Luftzug durch das Zimmer.

„Gut,“ erwiderte er, „dann erklären Sie mir also, was Sie dazu bewogen hat, Herrn von Feltisch ein Rendezvous einzuräumen. Ein Rendezvous war es doch. Oder bestreiten Sie das?“

„Nein.“

„Nun also?“

„Herr von Feltisch wollte mir einige Bilder zeigen. Mein Mann geht nicht in die Kunstausstellung und allein kann ich nicht hin.“

„Wegen der Bilder sind Sie hingegangen?“

„Gewiß!“

„Ich hätte sie Ihnen doch ganz ebenso zeigen können, wie Herr von Feltisch. Warum haben Sie sich nicht von mir hinführen lassen?“

Meta schwieg.

„Sie haben an einem einzigen eben nicht genug, es müssen noch ein paar andere dabei sein.“

Er benahm sich wie ein Schulmeister.

„Denken Sie vielleicht, daß ich meinen Mann betrüge?“ fuhr sie in leiser Erregung auf.

„Es braucht nicht immer das Äußerste zu sein,“ entgegnete er kalt.

„Wollen Sie etwa meinen Richter spielen?“ Sie fing an, sich gegen ihn zu entrüsten.

„Nein. Das käme mir nicht zu. Sie wissen nun aber genug. Es ist nur das gewesen, was ich Ihnen habe sagen wollen.“

„Sie waren wohl damals eifersüchtig?“ fragte sie.

Diese Vorstellung erweckte in ihr noch nachträglich eine so lebhaft, kindliche Freude, daß sie sich nicht beherrschen konnte.

„Eifersüchtig? Nein. Sie hätten mich nur nicht täuschen sollen.“

„Herr von Feltisch hat mir aus eigenem Antriebe den Vorschlag gemacht. Sollte ich Sie erst um Erlaubnis fragen? Haben Sie das vielleicht von mir verlangt?“

„Sie wissen am besten, daß es überhaupt nicht meine Art war, etwas zu verlangen.“

Er legte in seine Worte eine leichte ironische Bedeutung.

„Und meine nicht, etwas zu gewähren,“ antwortete sie auf dieselbe Weise.

„Darum ist es eben gut, daß es so gekommen ist, so und nicht anders. Es ist gut für Sie selber, für Ihren Mann und für mich. Sie haben einen Flirt mit mir gewollt, ein Spiel, eine Ländelei — ganz einfach nur zu Ihrer Zerstreuung. Zugestanden, Sie sind — verzeihen Sie mir einen Ausdruck, wenn ich ihn nur im anatomischen Sinne auffasse — Sie sind also eine reingebliedene Frau. Können Sie aber nicht begreifen, daß Sie nicht nur Ihren Mann, sondern, was doch noch viel mehr bedeuten will, auch einen aufrichtigen Freund beleidigen, wenn Sie die Sonne Ihrer Gnade

ausnahmslos über alle Welt, über Gerechte und Ungerechte leuchten lassen? Und warum? Doch nur, um Ihrer Eitelkeit zu fröhnen! Sehen Sie das ein? Ja oder nein?"

„Ja.“

Sie lächelte, wie eine hübsche, schelmische Magdalena.

„Warum tun Sie das also?“

„Ist es denn gar so schrecklich? Es macht mir Vergnügen, Männer um mich zu haben, für die ich etwas wert bin, denen ich ein Gefühl für mich einflößen kann. Sie nennen es selber ein Spiel. Ist es vielleicht mehr? Noch ein paar Jahre und ich bin dreißig. Ich denke mir, dann wird es ganz von selbst vorbei sein. Ich habe die Schwäche und lasse mir noch immer gern sagen, daß ich eine hübsche Frau bin. Das ist doch aber auch alles. Vergleichen Sie mich doch mit anderen Frauen um uns her. Sie werden mir dann einräumen müssen, daß ich, wenigstens vergleichsweise, noch immer ein Muster unter ihnen bin. Es macht mir Vergnügen, die Männer bloß beobachten zu können; wie sich der eine, wie sich der andere benimmt, wenn er einer Frau zu verstehen geben möchte, daß sie ihm gefällt. Haben Sie trotzdem an mir etwas zu tadeln, dann tadeln Sie die Welt rings um mich her, in der ich aufgewachsen bin. Ich sehe nicht viel besseres als mich. Antike Römerinnen sind wir doch nicht — alles spricht heute von Renaissance — und Sie sind kein Cato, der Geschmack an ihnen haben würde. Das geben Sie mir doch zu?“

„Und Ihr Mann?“

„Mein Mann!“

Sie wurde etwas bitter.

„Er kommt Ihnen sehr traurig vor? Das ist heute die Mode unter den Frauen. In welcher Hinsicht haben Sie über ihn zu klagen? Ich halte Sie für zu klug, als daß Sie sich zu den sogenannten Unberstandenen zählen. Ein Mann, der in unserer Zeit eine Gans verführen will, braucht ihr nur zu sagen, sie sei eine Nora und er habe das gleich auf den ersten Blick gemerkt. — Sie sind klug. Was haben Sie an Ihrem Manne also auszusagen? Natürlich abgesehen davon, daß er eben Ihr Mann ist.“

„Ich bin acht Jahre mit ihm verheiratet. Seit sieben Jahren, seit uns Fritz geboren ist, gibt er sich keine Mühe mehr mit mir. Ich habe ihn geheiratet, weil er meinen Eltern als eine geeignete Person für mich erschien. Ich habe schon als Mädchen immer auf die Liebe gewartet und sie wollte nicht kommen. So nahm ich ihn, weil er mir nicht unsympathischer war als andere Männer. Das war damals. Er strengte sich damals noch an, mir zu gefallen. Er war liebenswürdig, galant und kleidete sich hübsch. Das hat dann aufgehört. Seine Vorzüge hat er abgelegt, seine Fehler hat er behalten und außerdem — mein Gott — ich bin eben kein junges Mädchen mehr. Mein Geschmack hat sich veredelt, er ist anspruchsvoller geworden. Das ist doch ganz natürlich. Hab' ich nun einen Grund, die zufriedene deutsche Hausfrau zu spielen?“

„Glauben Sie, wenn Sie irgend einen anderen Mann geheiratet hätten, daß Sie zufrieden mit ihm geworden wären?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und Ihr Kind? Gilt Ihnen das nichts?“

„Es ist doch noch das beste, was ich habe.“

„So lange Sie noch etwas haben, was Ihnen wert ist, so lange sind Sie auch nicht zu beklagen.“

„Beklag' ich mich vielleicht? Ich weiß sehr wohl, daß ich verhältnismäßig noch gut fortgekommen bin.“

Sie sagte das mit einer so heiteren Tapferkeit, daß sie ihm

sympathischer vorkam als je. Er reichte ihr die Hand. „So gefallen Sie mir,“ sagte er lächelnd. — „Und über was beklagen Sie sich?“ fragte sie. — „Beklage ich mich denn?“

„Nicht mit Worten. Das fehlte auch noch. Wenn ich keine nachgemachte Nora bin, dann sind Sie kein nachgemachter Defakent. Ihr ganzes Wesen ist aber eine Klage.“

„Mein Unglück ist, daß ich ein reicher Mann bin. Mein Vater hat mir ein großes Unrecht zugefügt. Er hat mir eine Fabrik hinterlassen, die jedes Jahr hunderttausend Mark Reingewinn hat, ohne daß ich mich um sie kümmere. Ich glaube sogar — würde ich mich erst um sie kümmern, der Reingewinn würde sinken. Bis der Mensch dreißig Jahre ist, so lange macht ihm der Müßiggang Spaß. Dann ist er an den Freuden dieser Welt gesättigt, es kommt nichts neues mehr. Die Phrase von der sozialen Not ist gegen unser einen eine dreiste Ungerechtigkeit. Wer hungert, der hat ein Ziel, nämlich das, satt zu werden. Er hat ein Streben und weiß, wozu sein Dasein gut ist. Er sieht doch noch in blaue Fernen. Er sorgt und hofft. Ich glaube, daß schon davon ein Dichter was gesagt hat. — Was habe ich zu sorgen und zu hoffen?“

„Heiraten Sie doch.“

„Ich spreche nicht vom Sorgen allein. Sorgen und Hoffen!“

„Gewiß doch. Dann heiraten Sie eben.“

„Ich hatte wahrhaftig einmal daran gedacht. Schon der Abwechslung halber. Ich bin eben furchtbar geworden.“ — „Wie meinen Sie das?“ — „Ich kenne keine Ehe, in der nicht ein Wurm sitzt.“

„Heiraten Sie ein gutes Mädchen. Glauben Sie, daß es kein gutes Mädchen mehr gibt?“

„Angenommen, es gäbe eins, sie würde meine Frau und sie würde eine so gute Gattin, wie sie ein gutes Kind gewesen ist. Wer bürgt mir aber für mich selbst? Ich habe Junggesellen, die meine Freunde waren, treffliche Charaktere und viel besser als ich, feine, taktvolle Naturen zu schlechten, wenigstens ungeschulten Gatten werden sehen. Ich hätte auf sie geschworen. Es scheint mir beinahe, wie man sich in der Ehe nicht scheut, einander seine körperlichen Blößen zeigen zu lassen, — so auch nicht seine moralischen. Ja, daß sich Blößen finden, die man früher noch selber nicht an sich gekannt hat, denen eben die Gelegenheit fehlt, sich zu betätigen. Das Sündigen scheint in einigen Fällen eben so schwer zu sein, daß zwei dazu gehören. Es

wäre also möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, daß ich ein schlechter Gatte würde. Aus diesem Grunde bleib' ich lieber ledig.“

„Selbsterkenntnis ist aber der erste Schritt zur Besserung.“

„In dieser Besserung bin ich schon begriffen. Wenn ich nicht heirate, so bringe ich mich entschieden auch um ein großes Glück, gleichviel, wie lange es dauert. Einem mir noch unbekanntem weiblichen Wesen, das ich mit meiner Person verschonen will, opfere ich es. Ich bin schon Altruist geworden. Ich bin eigentlich ein Heiliger. — Nun leben Sie wohl.“

Anna, das Stubenmädchen, trat ein und brachte Meta eine Postkarte.

„Sie erlauben wohl,“ sagte Meta und las.

Dann sprach sie: „Meine Schwester wird mich besuchen.“

„Sie haben eine Schwester?“

„Wichtig ja, Sie kennen sie noch nicht. Sie kommt zum ersten Mal nach Berlin. Sie lebt bei meiner Schwägerin in Frankfurt. Das geschieht aus ganz gewissen Gründen. Ich glaube, sie wird Ihnen gefallen!“

(Fortsetzung folgt.)



Generalleutnant Karl von Einem, genannt von Rothmalcr, der jetzige preussische Kriegsminister.

—♦— Dämon Gold. —♦—

Skizze von Charles Mougel. Autorisierte Uebersetzung von A. Friedheim.

[Nachdruck verboten.]

Jacques Le Barrois konnte nicht schlafen, und wenn dies dem großen, kräftigen Menschen passierte, der sonst sofort, nachdem er sich hingelegt, schnarchte und damit fortfuhr, bis der Hahnenschrei ihn morgens weckte, so mußte etwas ganz besonderes passiert sein. Und dem war auch in der That so.

Seit dem Tode der Mutter — den Vater hatte Jacques Le Barrois kaum gekannt — war ein Tag wie der andere in steter Gleichförmigkeit verfloßen. Die geringen Zinsen, die Jacques außer dem Hause seiner Eltern noch besaß, erlaubten ihm keine großen Sprünge zu machen. Das Haus, das eigentlich nur ein Häuschen war, nahm sich zwischen den großen, alten Bäumen sehr gut aus, und wer von Tours nach Vouvray wollte, kam kurz vor dem Dorfe Rochecorbon daran vorbei.

Jacques war sehr stolz auf diesen Familienbesitz, der aus der Zeit der Revolution als letzter Ueberrest einstigen Glanzes seiner Väter geblieben war. Außerlich nahm sich das Haus auch sehr gut aus; innen aber war alles in Verfall, und Jacques wehrte jedem und jeder den Eingang, um eben diesen Verfall nicht zur Kenntnis Fremder zu bringen. Nur die alte Marianne, die treu zu allem, was sich Le Barrois nannte, hielt, ging im Hause ein und aus.

Am besagtem Abend nun war Marianne gerade ins Dorf zurückgekehrt, und Jacques rauchte in seinem „Parc“ noch ein Pfeifchen, als die Klingel am Sitter leise gezogen wurde. Höchst überrascht ging Jacques zur Tür, und als er öffnete, sah er sich einem kleinen, alten mageren Männchen gegenüber, das, in einen langen Rock gehüllt, in der Abendbeleuchtung einen ganz merkwürdigen und beunruhigenden Eindruck machte. „Herr Jacques Le Barrois?“ fragte der Fremde mit scharfer, dünner Stimme.

„Der bin ich. Was wünschen Sie zu so später Stunde?“

„Ich muß Sie in einer für Sie sehr wichtigen Angelegenheit sprechen. Die Sache eilt, und da ich morgen schon wieder in Paris sein muß, so . . .“

Jacques Verwunderung wurde noch größer. Er führte also den alten Mann ins Wohnzimmer, ließ ihn Platz nehmen und wartete ab, was er ihm zu sagen haben würde.

„Herr Le Barrois,“ fing der merkwürdige Fremde wieder an, „ich will Ihnen Ihr Haus abkaufen.“

„Mein Haus? Das ist nicht verkäuflich!“

„Ist ja möglich. Wieviel wollen Sie dafür? Ich bezahle bar.“

„Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß mein Besitzum nicht verkäuflich ist, es gehört meiner Familie, seit ich denken kann, und ich werde dort leben und sterben wie mein Vater vor mir.“

„Ich begreife ja Ihre Gefühle,“ beharrte der kleine Mann, „aber vielleicht gelingt es mir, Sie umzustimmen. Wollen Sie 50 000 Francs für Ihren haufälligen Kasten? . . . So viel wird Ihnen nicht zum zweiten Mal geboten . . . nun dann, 60 000 . . . ich biete bis 70 000 . . .“

„Und wenn Sie mir 100 000 bieten,“ fiel Jacques dem Sprecher in die Rede, „so würde ich doch nein sagen.“

Während er so sprach und im stillen überdachte, daß sein Haus höchstens 15 000 Francs wert sei, glitt sein Blick mißtrauisch über den fettigen Hut und den schabigen, wenig sauberen Anzug des alten Mannes, dessen Neugier wahrhaftig nicht auf Reichthümer schließen ließ.

Der kleine Mann schien Jacques Gedanken zu erraten.

„Gaha! Ich sehe nicht wie ein Krösus aus, wie? Sie haben recht — aber — ich komme im Auftrage eines Klienten, der nun einmal die krankhafte Idee hat, gerade Ihr Haus zu kaufen, und nicht von dieser Laune abgehen will.“

„Nun denn,“ sagte Jacques und stand auf, um den Fremden zum Fortgehen zu nötigen, „dann sagen Sie Ihrem Klienten, daß ich ebenso wie er an meinem Hause hänge und es auch behalte.“

Der kleine alte Mann schien sehr verstimmt. Er stand zwar auf und ging zur Tür, als er aber dort angelangt war, machte er Halt.

„Sind wir hier allein und kann uns niemand hören?“ fragte er.

„Ganz allein,“ entgegnete Jacques.

„Nun, dann will ich Ihnen lieber den wahren Sachverhalt offen sagen. Es ist zwar mein Schade, aber es hilft dann nichts. Also kurz: Herr Le Barrois, wenn ich Ihnen 3 Millionen bringen würde, wären Sie dann bereit, mir die Hälfte abzugeben?“

„Drei Millionen,“ stotterte Jacques, während er dachte: „Na ja, es ist ein Verrückter.“

„Bitte, antworten Sie mir,“ drängte der Alte.

„Aber natürlich, werter Herr,“ sagte Jacques, gezwungen lächelnd, und sann, auf welche Art er sich am besten von dem Verrückten befreien könnte.

„Gut! Dann unterschreiben Sie, bitte, diesen Schein. Sie sehen, wie ich Ihnen vertraue, da ich Ihnen zum Voraus die Hälfte meines Geheimnisses ausliefern . . . Sie suchen meinen Namen? . . . Den habe ich nicht ausgefüllt, darauf kommt's nicht an . . . wenn unser Geschäft abgeschlossen ist, sehen wir uns doch nicht wieder.“

Jacques griff neugierig nach dem Blatt und las: „Ich verpflichte mich, Herrn . . . die Hälfte der Summe zu überlassen, die in dem Versteck, das er mir zeigen wird, liegt. Diese Summe, 3 Mill. 123 000 Frs., stammt aus dem Nachlaß meines Großvaters Claude Le Barrois, der in Paris am 10. August 1792 gestorben ist und dessen einziger Erbe ich heute bin.“

„Na,“ grinste der Alte, „nun sehen Sie doch, daß das Geld Ihnen gehört und daß Sie es ruhig annehmen können, also unterschreiben Sie rasch.“

Jacques zögerte noch immer. Was war an alledem wahr?

„Sind Sie noch unschlüssig?“ drängte der andere. „Schön! Wie Sie wollen! Ich werde Ihnen bis morgen Bedenkzeit lassen und mir dann Ihre Antwort holen. Und damit Sie sehen, wie ehrlich ich es meine,

will ich Ihnen noch einige Details geben, die Ihnen beweisen, daß Sie es nicht mit einem Verrückten zu tun haben . . . Sie haben wohl schon erraten, daß der Schatz hier in Ihrem Haus verborgen ist? Eigentlich wollte ich ihn für mich allein haben, und darum war es meine Absicht, Ihr Haus zu kaufen; nun teilen wir und machen beide immerhin noch ein ganz gutes Geschäft. Aber denken Sie nun ja nicht, daß Sie den Schatz ohne mich finden; Sie müßten keinen Stein auf dem anderen lassen und riskieren doch, auch dann noch nichts zu finden, ja, selbst wenn Sie die Stelle finden sollten, wäre der Schatz, doch noch nicht ihr Eigentum. Einen Teil müßten Sie dem Staat abgeben, einen Teil den Arbeitern, die Ihnen geholfen, und Sie würden somit weniger haben, als wenn Sie sich mit der Hälfte, die ich Ihnen biete, genügen lassen. Bedenken Sie auch, daß nur ich Ihnen beweisen kann, daß das Geld Ihr Eigentum ist . . . in einem kleinen Möbel Louis XVI., das mir ein Kunde verpfändet hatte —, ich bin nämlich Pfandleiher in Paris — habe ich ein Geheimfach entdeckt, das eine Art Testament Ihres Großvaters enthielt. Es ist vollständig in Ordnung, mit dem Datum vom 2. August 1792 versehen. Was dazumal sich in Paris zutrug, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; daß Ihr Großvater in die Revolution verwickelt war, wird Ihnen bei Ihrem Familiensinn auch bekannt sein. Was Sie aber nicht wissen, ist, daß Ihr Onkel heimlich in der Nacht, ohne daß einer der Seinigen eine Ahnung davon hatte, aus Paris hierher kam, sein Geld in Sicherheit brachte und sofort nach Paris zurückkehrte, wo er das Testament, das jetzt in meinen Händen ist, aufsekte und darin genau den Ort des Verstecks angab. Acht Tage später, am 10. August, fiel Claude Le Barrois, wie ich festgestellt habe, durch eine Kugel und machte seinen Großvater und mich . . . wenn ich so sagen kann, zu seinen Testamentvollstreckern.“

„So! Das wäre kurz die Hauptsache,“ fuhr der alte Mann nach einer kleinen Pause fort, „und nun werde ich gehen. Morgen komme ich nochmals und übermorgen muß ich wieder in Paris sein, und es ist ja nicht gerade notwendig, daß mich jemand hier sieht. Ihnen wird wohl auch nicht daran gelegen sein, dem Fiskus Steuern zu zahlen . . . hähä . . . also auf Wiedersehen, gegen 10 Uhr morgen Abend.“

In fieberhaftem Zustand mit Berechnungen und Nachdenken berging der Tag. Bei Gott! Der alte Mann hatte den Zufall, der ihm das Testament des Onkels in die Hände gespielt, gut ausgenutzt! Der war der Glückspilz! So mit einem Schläge zu so viel Geld zu kommen, was doch nach Zug und Recht Jacques gehörte! Der alte Pilz hatte den ahnungslosen Jacques schön überrumpelt und ausgepreßt!

Und der Tag verging. Es schlug zehn . . . der Fremde kam nicht. In grenzenloser Erregung zählte Jacques die Sekunden . . . würde er am Ende gar nicht wiederkommen?

Endlich kam der Pfandleiher und entschuldigte sich leichtsin damit, daß er zu Fuß gekommen sei, um keinen Verdacht zu erregen. Es wurde nicht weiter viel zwischen den beiden Männern gesprochen. Jacques unterwarf sich dem Bedauern, um ein und eine halbe Million ärmer zu sein, den Schein. Der Unbekannte zog darauf das Testament aus seiner Brieftasche. Alles stimmte, und der beigeigte Plan gab eine Ecke im Keller als Versteck für das Geld an. Mit einer Hacke und einem Spaten versehen, gingen die beiden Männer sofort in den Keller. Ein flackerndes Licht leuchtete ihnen. An der bezeichneten Stelle wurde gegraben: Jacques hackte und der andere schippte mit dem Spaten die Erde fort. Angstschweiß trat Jacques auf die Stirne. Wenn alles nicht wahr wäre! Wenn das Geld schon längst gefunden, gestohlen worden wäre! . . .

Plötzlich stieß die Hacke auf etwas Hartes, das einen Klang wie Metall gab. Der alte Mann sagte ruhig: „Sehen Sie wohl . . .“ Dann kniete er nieder, um die Erde von dem eisernen Deckel, der nach und nach klar erkennbar war, vollends wegzuscharen.

Eifrig schippte und schippte er, jetzt mit den Händen, und bisweilen kratzten seine Nägel scharf auf dem Metall. Der schabige alte Hut war ihm vom Kopf gefallen, und der kahle Schädel leuchtete bei dem flackernden Scheine der Kerze gespenstisch auf.

Jacques, dessen Gesicht totenbleich geworden war, sah dem Alten zu. Zwei Gedanken arbeiteten nur noch in seinem Hirn: das Geld da — und der Alte . . . der Alte, der ihm die Hälfte des Geldes, seines Geldes, nahm! Heiß stieg es dem jungen Mann zu Kopf, und ein Gefühl glühenden Hasses gegen den alten Mann, der an sein ererbtes Geld Ansprüche stellte, übermannte ihn.

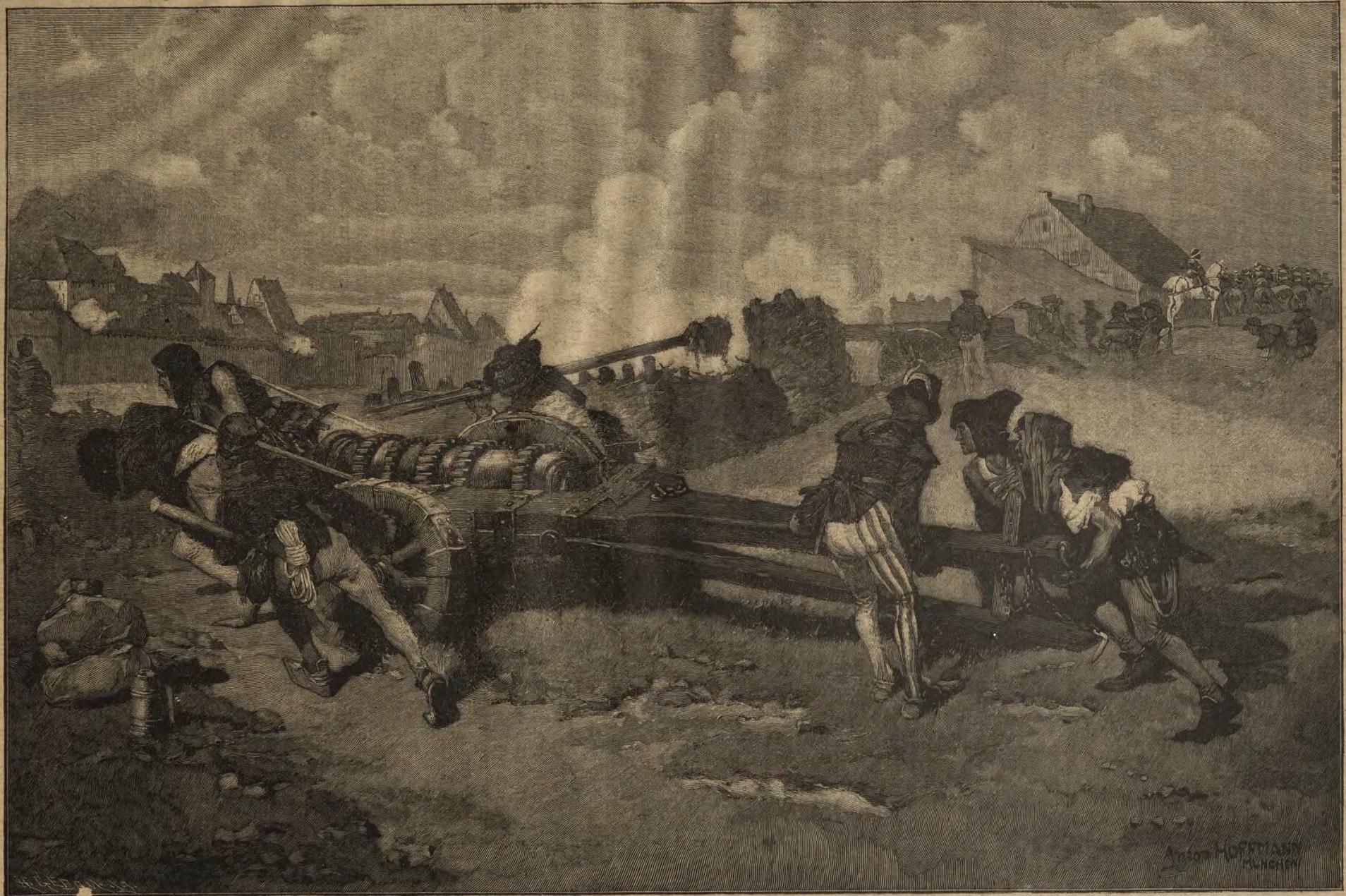
Und der kahle, weiße Schädel hielt die Augen und Gedanken Jacques wie in einem hypnotischen Banne . . . instinktiv hob er den Arm . . . die Hacke blitzte eine Sekunde in der Luft . . . gleich darauf war der Alte über der jetzt ganz freigelegten Kassette zusammengebrochen.

Jacques stand einen Augenblick wie gelähmt, dann sah er sich um, als wenn er den suchen wollte, der den Schlag geführt. Darauf stieß er einen gellenden Schrei aus, und nur noch von dem Gedanken an das Geld getrieben, stieß er den Leichnam mit dem Fuß fort, ergriff den schweren Kasten und lief damit, so rasch er konnte, in sein Zimmer, das er hinter sich abschloß.

Nun gehörte ihm das Vermögen! Nun war es sein! Ihm allein gehörten die drei Millionen 123 000 Francs. Und mit Gewalt brach er das Schloß der Kassette auf. — — — — —

Als am nächsten Morgen die alte Marianne lange Zeit vergebens um Einlaß geklingelt hatte, entschloß sie sich, aus dem Dorfe Männer zu holen, die die Türe zu Jacques Zimmer erbrachen.

Die alte Frau fand ihren Herrn, über seinen Tisch gebeugt, wie er mechanisch immer wieder und wieder Scheine vor sich ordnete, ohne zu bemerken, was um ihn herum vorging. Jacques Le Barrois war über Nacht wahnsinnig geworden. Man fand in der Kassette zwar die drei Millionen von Claude Le Barrois, aber sie bestanden in Staatspapieren aus der Zeit der Revolution, die längst ihre Gültigkeit verloren hatten.



Belagerung einer Stadt im XV. Jahrhundert. Nach dem Gemälde von Anton Hoffmann.

Huberts Gemeinde war sehr wohlhabend und demgemäß erfreute er sich auch einer sehr auskömmlichen Besoldung, aber seine Lebensweise war und blieb die eines einfachen, bedürfnislosen Mannes. Seine Mutter und seine Schwester, gleich ihm der Dissenters-Gemeinde angehörend, lebten in Huberts Hause; beide waren einfache, anspruchslose, rastlos fleißige Frauen, die ihren Stolz darin setzten, es dem Sohn und Bruder behaglich zu machen.

Die Gallers wohnten in einer kleinen Straße, ziemlich nahe bei der St. Marienstraße, in welcher die Carltonsche Villa lag, und die Freunde sahen sich häufig; Nora fühlte sich durch die zwar seelenguten, aber ungebildeten Frauen des Gallerschen Hauses abgestoßen und diese ihrerseits fühlten sehr genau aus dem Wesen der jungen Frau heraus, daß sie sich herabzulassen glaubte, wenn sie ihnen ab und zu, dem Gatten zu Liebe, einen Besuch machte.

Der andere Freund Carltons, Dr. Trach, war Arzt und in jeder Hinsicht ein „Gentleman“; daß Nora auch für diesen keine Vorliebe hatte, lag wohl in erster Linie an des Doktors abstoßendem Wesen. Er haßte die Frauen und zeigte dies jeder einzelnen Vertreterin des schönen Geschlechtes, mit welcher er in Berührung kam. Reich, aus guter, alter Familie stammend und hauptsächlich die Armenpraxis pflegend, bewohnte Dr. Trach ein großes, ödes Haus in der Nähe des Berkeley-Plazes und Nora meinte, nie ein trüblicheres Heim gesehen zu haben.

Carlton hatte Dr. Trach durch die Kunst kennen gelernt; der Arzt war der Käufer von des Malers erstem Bild, einer kleinen, sorgfältig gearbeiteten Genreszene gewesen und seitdem hatte sich ein reger Verkehr zwischen beiden entsponnen. An all dies dachte Nora jetzt mit ziemlich gemischten Empfindungen; sie wußte, daß sie, wie auch die Ratschläge der Freunde lauteten, unzufrieden mit denselben sein würde. Rieten sie ihm, die gebotene Stellung auszusuchen und nur seiner Kunst zu leben, dann würde es sie kränken, daß Freunde mehr von der Begabung des Malers hielten, als die eigene Gattin, und waren sie der Meinung, Carlton würde besser Bankdirektor zu werden und die Malerei nur nebenher zu betreiben, dann lag es klar zu Tage, daß sie nicht an sein Talent glaubten!

Alles in allem war Nora die lebende Widerlegung des Satzes, daß Liebe blind mache — zu ihrer Qual hatte die Liebe sie sehend gemacht und anstatt des gottbegnadeten Genies erblickte sie in dem Gatten nur ein mäziges, durch rastlosen Fleiß herangebildetes Talent. Sie haßte sich selbst ob dieser Klarheit — sie hätte alles darum gegeben, anders urteilen zu können, aber das Unmögliche wird nie Wirklichkeit und je mehr sie sich in Carltons Gegenwart bemühte, ihm den Zwiespalt, der sie quälte, zu verbergen, um so trostloser empfand sie denselben, wenn sie allein war. — — —

Als Carlton der Gallerschen Wohnung zueilte, begegnete ihm ein armer Bildhauer, der zehn Kinder besaß und nur selten einen Auftrag erhielt, so daß er schon öfter in der Lage gewesen war, die Hilfe der Kunstgenossen in Anspruch zu nehmen. Auch heute wagte er eine bescheidene Bitte — eine momentane Verlegenheit — er hoffe, das kleine Darlehen bald zurückzahlen zu können. —

Carlton ließ den Armen nicht ausreden — er drückte ihm eine Fünfspfundnote in die Hand und sagte hastig: „Hier, Brunt, nehmen Sie — es ist kein Darlehen — ich entdeckte gestern beim Durchsehen meiner Bücher, daß ich Ihnen diese Kleinigkeit noch schulde von jenem Aneipabend in Richmond her! Sie wissen es nicht mehr. Dann um so besser für mich, ich müßte mich sonst schämen ob meiner Nachlässigkeit! Nun guten Morgen — ich habe Eile — grüßen Sie zu Hause, Brunt!“

„Gottlob,“ murmelte Carlton dann im Weiterschreiten vor sich hin, „wenn ich erst Bankdirektor bin, kann ich viel Not und Elend lindern und vielleicht glückt es mir, Brunt einige Aufträge zu verschaffen.“

Jetzt hatte Carlton das Gallersche Haus erreicht, und mit den Gewohnheiten der Familie wohl vertraut, pochte er an die Tür des kleinen Wohnzimmers, in welchem der Freund meist um diese Stunde am Schreibtisch saß, während Mutter und Schwester in der Küche beschäftigt waren.

Zu seiner Verwunderung folgte auf sein Pochen nicht das übliche „Herein“; dagegen öffnete sich leise die Tür und im Rahmen derselben erblickte Carlton die alte Frau, die bleich und berweint aussah und mit zitternder Stimme flüsterte: „Ach, Sie sind es, Herr Carlton — kommen Sie herein, vielleicht erkennt er Sie!“

Bestürzt und verständnislos blickte der Maler auf das gebeugte Mütterchen, welches ihn ins Zimmer zog und auf das ans Fenster geschobene Sofa wies. Hier lag Hubert mit geschlossenen Augen und aschbleichen, leicht verzogenem Gesicht. Die Brust hob und senkte sich in unregelmäßigen Atemzügen und auf die angstvolle Frage des Malers sagte die Mutter schluchzend: „Er hat einen Schlaganfall gehabt, Herr Carlton.“

„Einen Schlaganfall?“ wiederholte Carlton entsetzt; „er war doch immer so schmal, fast hager und ich hätte es nie für möglich gehalten, daß er in dieser Weise erkranken könnte! Wann ist es denn geschehen — ist schon ein Arzt dagewesen?“

„Ach Gott ja, Herr Carlton — gestern abend gegen zehn Uhr brach Hubert plötzlich zusammen; Susanne lief gleich zu Dr. Maxwell, der ihn immer behandelt hat und der kam und sagte, es sei ein Schlaganfall und er dürfe einstweilen nicht bewegt werden — wir wollten ihn gern zu Bett bringen, aber der Arzt hat's nicht erlaubt, obgleich der arme Hubert hier so unbequem liegt.“

„Ich werde Dr. Trach holen, Frau Galler,“ rief Carlton davoneilend.

Auf der Straße angelangt, warf der Maler sich in einen Wagen, gab dem Kutscher die Adresse des Arztes an und stürmte an dem erstaunten Diener vorbei ins Speisezimmer, wo Dr. Trach bei seinem einsamen Gabelfrühstück saß.

„Mein Gott, Carlton, wo brennt's denn?“ frug der Doktor brummend.

„Du mußt rasch mit mir kommen — ich habe einen Wagen drunten, Trach.“

„Aber so sage mir doch, was geschehen ist? Handelt sich's um Della oder ist Deine Frau erkrankt, Carlton?“

„Mein Gott — so frage doch nicht so viel — begleite mich nur schnell. Der arme Hubert hat einen Schlaganfall erlitten.“

„O wirklich — der arme Schelm — ich komme gleich mit. Sohn — meinen Hut und meinen Ueberzieher.“

Untenwegs sprachen beide kaum ein Wort — im Gallerschen Hause angelangt, traf der Arzt mit ruhiger Bestimmtheit seine Anordnungen, trug den Kranken mit Carltons Hilfe hinauf in sein Bett, verschrieb eine Arznei, welche der Maler sofort in der nächsten Apotheke bereiten ließ, und beantwortete beim Weggehen Carltons ängstliche Frage, ob Hubert sterben werde, mit der traurigen Prognose, dazu sei „leider“ keine Aussicht.

Als Carlton endlich abgesspannt und erschöpft heimkam, fiel ihm erst wieder ein, weshalb er eigentlich ausgegangen war — er hatte ja Galler und Trach um Rat fragen wollen!

4.

Als Norton am nächsten Morgen bei dem Maler vorsprach, um seine endgültige Entscheidung zu holen, fand er Carlton völlig erschöpft; er hatte die Nacht über an Gallers Krankenbett gewacht und dachte auch jetzt an nichts anderes, als den traurigen Zustand des Freundes. Tom begriff nicht, wie man sich um eines andern willen so aufregen konnte; er hörte Carltons Erzählungen mit gelangweilter Miene an und als Nora ihn fragte, ob er nicht an ihrem Frühstück teilnehmen wollte, äußerte er kurzum: „Nein, ich danke, ich pflege stets um acht Uhr zu frühstücken und jetzt ist es zehn — wo komme ich als Geschäftsmann hin, wenn ich mir es so bequem machen wollte.“

„Wir frühstücken sonst auch um acht,“ sagte Nora gelassen, „als aber Guy um sechs Uhr von Galler heimkehrte, redete ich ihm zu, sich wenigstens noch einige Stunden Schlaf zu gönnen — bei Gallers sind alle ja in Verzweiflung, daß Gays Dortbleiben eine Wohlthat für den Kranken war.“

„Om — die Armen tun mir wirklich leid,“ bemerkte Norton mit einem billigen Mitleid, welches nur auf den Lippen wohnte, „und meinen Schwiegerbater wird es hart treffen — er hielt viel von Galler.“ (Nortons Schwiegerbater war eben jener Wold.) „Wie steht es mit Deinem Entschluß, Carlton?“ fragte Tom dann lebhaft.

„In der Tat, daran habe ich gar nicht gedacht,“ sagte der Maler halb beschämt „über Gallers Erkrankung vergaß ich alles.“

„Welche Tatsache meine Behauptung von vorhin illustriert,“ versetzte Norton spottend, „ich könnte mir den Luxus nicht gestatten, um des besten Freundes willen meine eigene Zukunft zu vergessen. Uebrigens will ich Dir gar nicht weiter zureden — die Bank findet Direktoren in Hülle und Fülle, und wenn Dir die Sache nicht annehmbar erscheint, reden wir nicht weiter davon.“

„Aber Tom — so ist es ja gar nicht gemeint, die Stellung erscheint mir sogar sehr annehmbar, und es wäre krasser Undank gegen Dich, wenn ich sie von der Hand weisen wollte —“

„Nah, Carlton — von Dank oder Undank ist hier gar nicht die Rede; heute soll eine Verwaltungsratsitzung stattfinden und bei der Aufstellung der Liste der Neueintretenden wollte ich Deinen Namen notieren lassen. — Die Entscheidung liegt nicht in meiner Hand, was Du nicht vergessen darfst.“

„Trotzdem bin ich Dir dankbar für Deinen guten Willen, Tom,“ rief Carlton eifrig, „und schließlich ist ja auch keine weitere

Ueberlegung nötig — ich sage Ja und ich will hoffen, daß ich der neuen Stellung Ehre mache.“

Carlton blickte seine Gattin an, während er seine Bereitwilligkeit, die Stellung anzunehmen, äußerte, aber Nora hielt die Augen gesenkt — sie wußte, daß ihr Blick den Gatten nicht ermuntern würde und deshalb sollte sie ihn in Zwiespalt mit seinem Entschlusse bringen?

Norton hatte erleichtert aufgeatmet, als der Maler sich bereit erklärte, die Stellung anzunehmen, sein Gesicht aber verriet keine besondere Befriedigung über Carltons Entschluß und jetzt sagte er gleichgiltig: „Ich werde also Deinen Namen mit auf die Liste setzen, Carlton, und ich denke, die Bestätigung wird nicht ausbleiben. Wenn alles so ausschlägt, wie ich hoffe und wünsche, werden wir in nicht zu ferner Zeit vielleicht Nachbarn in Dura — was meinst Du, Nora, würde es Dir gefallen?“

„Das glaube ich kaum, Tom,“ sagte Nora, ohne auf Nortons letzte Frage einzugehen, „um ein Landhaus in Dura zu besitzen, muß man sehr reich sein.“

„Nun ja — wenn die Bank sich gut rentiert, werdet Ihr eben bald reich sein, Nora,“ meinte Norton mit gönnerhaftem Lächeln; „ich selbst hänge mit allen Fasern an Dura, schon weil unser Großvater sich dort angekauft hatte und wir als Kinder so vergnügt in seinem Hause waren — gerade um dieser Erinnerungen willen glaube ich, Dura müßte auch für Dich ein erwünschtes Ziel sein, Nora.“

„Durchaus nicht,“ entgegnete Nora kühl, „und wenn wir wirklich in die Lage kommen sollten, ein Landhaus zu erwerben, gibt es doch noch schönere Orte als Dura.“

„Um — das ist Geschmackssache,“ sagte Norton aufstehend; „nun, guten Morgen — sobald eine Entscheidung erfolgt ist, lasse ich es Euch wissen.“

Von Carlton hinausbegleitet, entfernte sich der Bankier, und Nora blickte ihm mit sorgenvoller Miene nach. — — —

Hubert Hallers Zustand besserte sich langsam und da Nora fast täglich hinging, um nach seinem Befinden zu fragen, lernte sie sich auch in die ihr früher so wenig sympathischen Frauen besser finden, was Carlton überglücklich machte. Es hatte für Nora etwas Rührendes, zu sehen, wie Mutter und Schwester nur für den Kranken lebten und Frau Haller sowohl wie Fräulein Susanne lächelten sich durch Noras Besuche und herzliche Teilnahme geschmeichelt und gehoben, während sie Gabriele, welche die Mutter meist begleitete, mit geradezu anbetender Bewunderung betrachteten. —

In der Künstlerkolonie der Hauptstadt erregte die Nachricht, daß Guy Carlton zum Direktor der Winterschen Bank erwählt worden war, Verwunderung und Kopfschütteln. Einige wollten gehört haben, es sei der Bank um Heranziehung neuen Kapitals zu tun, und daß Carlton in den letzten Monaten durch glückliche Spekulationen große Summen gewonnen hatte, stand fest. Andere wollten wissen, seine Frau habe die Ernennung durchgesetzt — ihr Vetter Tom Norton sei eng mit der Bank liiert und daß Familienkonnexionen stets vorteilhaft waren, ließ sich nicht bestreiten. Und als es Carlton gelang, den ältesten Sohn jenes Bildhauers, der seine Herzengüte und Freigebigkeit so dankbar empfunden hatte, als Kommiss bei der Bank zu plazieren und dem Vater des jungen Kommiss einen lukrativen Auftrag für Nortons Villa in Dura zu verschaffen, da wurden sein Verständnis und seine einflussreiche Stellung bis in den Himmel erhoben, und es verging kein Tag, an welchem sich nicht dieser oder jener alte Freund an den Maler wandte um seine Fürsprache oder seine direkte Unterstützung zu erbitten. Freilich konnte Carlton nicht allen helfen, aber ganz ohne Trost ging keiner, der sich an ihn gewandt hatte, und so floß das Lob von aller Lippen.

Zum Glück für die Bank brachte Carltons Ernennung auch diesem Institute selbst direkte Vorteile; es gab Leute genug unter den Künstlern, die Geld anzulegen hatten und seit Guy Carlton in die Wintersche Bank eingetreten war, bevorzugte man sie unbedingt. Zahllose Leute kamen zu Carlton, um seinen Rat zu erbitten und all' dies hob ihn nicht nur in seinen eigenen Augen, sondern auch in der Schätzung seiner Gattin, die ihm gar nicht so viel geschäftliche Talente zugetraut hatte und umgekehrt wieder erhöhte dies Zutrauen in seine Geschäftstüchtigkeit die Leistungen des neuen Direktors.

Den größten Triumph aber erlebte Carlton, als an einem kühlen Herbstabend, während er zwischen Licht und Dunkel mit Nora und Gabriele am flackernden Kaminfeuer saß, plötzlich Doktor Trach kam. Er sah noch mürrischer als sonst aus, als er die gemütliche Familiengruppe beim ungewissen Schein des Feuers erblickte — wie kalt, öde und leer war sein elegantes Heim am Berkeley-Platz und wie behaglich sah es dagegen hier aus! Daß es einzig und allein seine Schuld war, wenn daheim keine liebende Gattin auf ihn wartete und sich keine runden Kinderarme wie die der kleinen Gabriele zärtlich um seinen Hals schlangen, machte der

Doktor sich momentan nicht klar — auch war es vielleicht weniger die Sehnsucht nach einer Frau, als hauptsächlich nach einem Kinde, welche ihn bewegte.

Carlton und Nora begrüßten den Besucher, während Gabriele rasch einen Sessel für den Doktor heranschob und dann ihren früheren Platz auf dem Schoße des Vaters wieder einnahm.

„Wie hast Du Haller gefunden, Jack?“ fragte Carlton lebhaft.

„D, ich bin so weit ganz zufrieden,“ sagte der Arzt ernst, „an völlige Herstellung freilich ist nicht zu denken, wie ich es gleich vorausgesehen, aber wir müssen uns allesamt bemühen, bei Hubert selbst die Hoffnung auf Genesung aufrecht zu erhalten. Es ist furchtbar, sich vorzustellen, daß er das Haus nie mehr selbständig wird verlassen können.“

„Aber er wird doch noch Jahre lang am Leben bleiben,“ forschte Carlton ängstlich.

„Um — so weit man eine solche Existenz Leben nennen darf, allerdings. Aber stelle Dir vor, Carlton, wie Du empfinden würdest, wenn Du an Huberts Stelle wärest; er ist nicht älter als Du, er war daran gewöhnt, sich in Gottes freier Natur zu ergehen, sich Bewegung zu machen, ändern zu nützen, rastlos tätig zu sein! Und nun ist er auf Lebenszeit an sein Lager gefesselt, so zu sagen, an den Block geschmiedet — ich an seiner Stelle möchte tausendmal sterben, als zum Weiterleben in einem dumpfen Kerker verdammt sein.“

„Du hast recht, Jack — auch ich möchte lieber sterben,“ murmelte Carlton erschüttert.

„Aber wer soll denn sein Leben lang in einem dumpfen Kerker leben, Onkel Doktor?“ fragte Yella, mit großen, erschreckten Augen zu dem Arzte aufblickend.

Doktor Trach vermochte nicht zu antworten — er war zu tief erschüttert durch die Frage des Kindes und als Yella jetzt nochmals und dringender wiederholte, flüsterte Nora der Kleinen zu: „Der arme Herr Haller ist es, Yella — er ist krank und dadurch schlimmer daran, als ob er gefangen säße.“

„Onkel Hubert? Soll er wirklich immer in dem Kerker bleiben, von dem der Onkel Doktor spricht, Mama? Aber das ist ja entsetzlich, Mama. Wer ist denn daran schuld, daß es so kam? Der Onkel war doch immer so gut.“

Fassungslos blickten die Erwachsenen einander an und endlich sagte der Arzt mit zitternder Stimme: „Es war Gottes Wille, daß Onkel Hubert krank werden sollte, Yella — wir hätten's nicht gelitten, daß ein Mensch ihn geschädigt hätte, aber da Gott es so verfügt hat, müssen wir's hinnehmen.“

„Jack, sprich nicht so mit dem Kinde, sie kann Dich nicht verstehen,“ murmelte der Maler.

„Yella mag hinaufgehen und sich von Mary kämmen lassen — es ist gleich Tischzeit,“ sagte Nora; als die Kleine sich entfernte hatte, bemerkte der Doktor kopfschüttelnd: „Es hätte Yella nichts geschadet, zu hören, daß wir nicht alles, was Gott tut, zu begreifen vermögen. Ist es etwa nicht wahr, daß wir einen Menschen eher erdroffeln würden, als zugeben, daß er unsern liebsten Freund auf Lebenszeit lähmt und hilflos macht?“

„Ja,“ jagte Nora sanft, „aber gerade weil es wahr ist, soll das Kind es nicht hören — sie wird früh genug erfahren, wie unvollkommen Menschenglück ist.“

Doktor Trach schwieg nachdenklich, und dann auf ein anderes Thema übergehend, sagte er in leichtem Tone: „Ob Du wohl errätst, Carlton, weshalb ich heute eigentlich herkam? Ich wollte Dir vorschlagen, einen Teil meiner Gelder in der Winterschen Bank anzulegen — was sagst Du dazu?“

„Wirklich, Jack? Wolltest Du das tun?“ rief der Maler erfreut. „Wenn ich bisher nicht wußte, ob ich klug daran getan, den Posten anzunehmen, jetzt weiß ich es — eine größere Genugthuung hättest Du mir gar nicht bereiten können, alter Junge!“

„Wahrhaftig — er identifiziert sich schon mit seiner Bank!“ lachte der Doktor.

„Nein, Jack, das ist es nicht allein — bevor ich meinen Entschluß faßte, wollte ich zu Dir, als einem äußerst klugen, vorsichtigen Manne gehen und Dich fragen, was Du von der mir gebotenen Stellung hieltest — dann kam Hallers Erkrankung dazwischen und darüber vergaß ich meine Frage. Und nun, da Du bereit bist, einen Teil Deines eigenen Vermögens bei unserer Bank anzulegen, wird mir die Frage, die ich nicht stellte, indirekt beantwortet — das ist es, das mich so sehr befriedigt.“

Auch Nora sah erfreut aus und als jetzt Carlton den Arzt bat, zu Tisch zu bleiben, unterstützte sie die Einladung so warm, daß Trach sich gefangen gab. Der Abend verging sehr gemütlich, aber als der Doktor später daheim bei seiner einsamen Lampe saß, murmelte er halb bedauernd: „Mit Carltons Malerei ist es jetzt vorüber, und das tut mir leid. Reichtum ist der ausübenden Kunst nicht förderlich.“

(Fortsetzung folgt.)

✻ **Unsere Bilder.** ✻

Der jetzige preussische Kriegsminister. Karl v. Einem entstammt einer Familie des niedersächsischen Uradels. Ein Heidenreich v. Einem wird in alten Chroniken als Begleiter Herzog Heinrichs des Löwen auf dessen Kreuzfahrt genannt. Karl v. Einem wurde am 1. Januar 1853 zu Herzberg am Harz geboren, wo sein Vater Premierleutnant war. Am 12. Dezember 1870 erhielt er die Epuletts und später, mehrmals leicht verwundet, das Eisene Kreuz. Im Jahre 1881 wurde v. Einem zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert. Im September 1898 wurde er als Abteilungschef in das Kriegsministerium berufen, wo er im Mai 1900 zum Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements aufstufte. Am 18. April 1900 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor, genau drei Jahre später die zum Generalleutnant. Im vergangenen Winter hat v. Einem im Deutschen Reichstag bei der Staatsberatung als Regierungskommissar das Armeebudget vertreten und sich dabei als gewandter Redner bewährt. Er war auch der organisatorische Leiter der China-Expedition, die den glänzenden Beweis der Schlagfertigkeit der deutschen Wehrkraft zu Lande und zur See geführt hat. Im Oktober 1901 fungierte er als Vorsitzender der Kommission zur Beratung der Maßregeln, die auf Grund der bei der Expedition nach Ostasien gesammelten Erfahrungen getroffen werden sollten.

✻ **Gemeinnütziges.** ✻

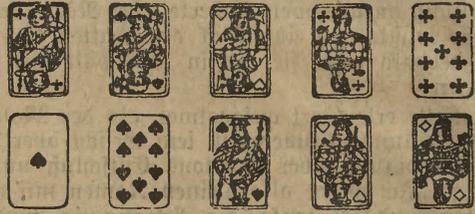
Handarbeit. Staminehürzen kann man sehr hübsch mit Sternchen von farbiger Seide besticken. Immer in gewissen Zwischenräumen sticht man ein Sternchen ein. Jede Reihe macht man in anderen Farben, z. B. die erste dunkelrot und hellrot, die zweite in zweierlei grün, dann braun, dann blau, immer abwechselnd ein hellblaues, dann ein dunkelblaues Sternchen. Man kann die Schürze bis ganz hinauf oder auch nur eine Bordüre sticken. Oben wird sie in kleine Fältchen eingelesen und erhält ein Räckchen, und an die Seite kommt eine graziose Schleife, rot oder blaßblau, je nach Belieben.

Defarbenflecke entfernt man am besten aus wollenen Stoffen mittels eines Lappchens, das man mit Terpentinöl getränkt hat. Alte Defarbenflecke reibt man mit einer Mischung von 4 Teilen Branntwein, 3 Teilen grüner Seife und 1 Teil Salmiatgeist ein und reinigt dann die Stellen mit warmem Regenwasser. Diese Mischung kann auch zum Entfernen der Deflecke aus Seidenstoffen angewendet werden.

Ruß als Reinigungsmittel. Wenn man weich gesottene Eier mit einem silbernen Löffel isst, so nehmen diese dadurch sehr leicht eine schwarzbräunliche Farbe an, die sich nicht leicht entfernen läßt. Eine sehr einfache Art der Reinigung ist, die Löffel mit feingepudertem Ruß zu pudern und nachträglich mit Handschuhleder und Englischrot zu polieren.

✻ **Nachtsch.** ✻

1. **Staturgabe.**



Vorhand hat in drei Farben As und Bohn in der Hand, will Grand spielen, muß aber passen, da Mittelhand offenes Null meldet. Pöhllich erklärt Hinterhand mit obigen Karten Grand und gewinnt das Spiel mit 64 Augen. Vorhand hätte mit 61 Augen gewonnen. Was lag im Skat und wie waren die Karten sonst verteilt?

2. **Rätsel.**

Mit „der“ plagt es die Jugend schon,
Mit „das“ erfreut in spätem Jahren;
Ob der, ob das — die Explosion
Hat, glaub ich, jeder schon erfahren.

3. **Diamanträtsel.**

7 Worte und 2 Buchstaben richtig untereinandergestellt ergeben, wenn man die Mittelreihen von oben nach unten, sowie von links nach rechts liest, den Namen einer großen Stadt. Die einzelnen Buchstaben, aus denen das Diamanträtsel zusammengesetzt ist, sind: 7 a; 1 b; 1 d; 5 e; 1 j; 3 i; 1 l; 6 m; 2 n; 1 o; 1 p; 3 r; 4 s; 4 t; 1 u.

Die Worte bedeuten der Reihe nach: 1. Bad, 2. Vogel, 3. Mädchenname, 4. Stadt, 5. Vaterlandsfreund, 6. Großherzogtum, 7. Einer von 12 Brüdern.

4. **Scherzrätsel.**

Führst Du ein halbes Duzend mit
Von weiblichen Verwandten an,
So künd ich lieber Lesfer, Dir,
Was jeder Seemann brauchen kann.

Doch bitte sei so gut und sieh,
Prüfst jetzt Du Deines Scharfsinns Kraft,
Nicht etwa auf Orthographiel —
Denn die ist etwas mangelhaft.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Die Dame steht an der rechten Seite des Bildes.
2. Palindrom, Anilin, Sappland, Roman, Norbpol, Banolin, Orion, Mandarin, Apolda, Rinaldini.

✻ **Luftiges.** ✻

Seingezahl.

Frischgebackener Advokat: „Mein Herr Staatsanwalt, wenn das Recht und Gerechtigkeit sein soll, dann will ich doch lieber mein Corpus juris verbrennen!“
Staatsanwalt: „Ja! Aber vorher lesen Sie es lieber noch einmal durch!“

Ein Zweifler.

Ein junger Mann deklamiert in Gesellschaft das Gedicht: „Ehret die Frauen.“ Kaum ist er fertig, brummt ein älterer Herr: „Na, der ist gewiß nicht verheiratet!“

Unrichtige Auffassung.

Dame des Hauses (welche in der Speisekammer den Bräutigam ihrer Köchin entdeckt): „Aber Pauline, ich muß doch sehr bitten, daß Sie nicht immer die Begriffe verwechseln! Dieser Raum ist doch keine — — Schatzkammer!“

Der treue Diener.

Baron Durstig (zu seinem Diener): „Johann, bringe mir eine Flasche Bier! O, o, dieser Durst! Ich glaube, ich muß mich noch zu Tode trinken!“
Johann: „O, gnädiger Herr, o lassen Sie mir doch mit sterben!“

Generö.

Unteroffizier: „Zinksum kehrt!“
Schulze (macht nur linksrum).
Unteroffizier: „Schulze, ist heute nicht Ihr Geburtstag?“
Schulze: „Jawohl, Herr Unteroffizier.“
Unteroffizier: „Na, dann bemühen Sie sich weiter nicht, dann schenke ich Ihnen die halbe Wendung zum Geburtstag.“

Ein Unverbesserlicher.



Mutter (mit einem Seitenblick nach ihrem Söhnchen, entsetzt): „Franz, wie sitzt Du denn!“
Der kleine Franz: „Danke Mama, ausgezeichnet.“

Befcheiden.

„Weshalb liest Du bei Tisch die Annoncen-Beilagen der Zeitung?“
„Weil ich das Gemüse gern mit Beilage esse.“

Rangordnung.

„Na, Jüngens, spielt ihr Soldaten? Ihr seid wohl alle Offiziere?“
„Mein Onkel, Ernst ist Rittschilling, Karl ist Rittgeselle und ich bin Rittmeister.“

Aus einer Verteidigungsrede.

„Es ist wahr, daß mein Klient eine Vorstrafe gehabt hat, aber man muß auch in Anschlag bringen, daß er während seines Aufenthaltes im Zuchthause sich redlich von seiner Hände Arbeit ernährt hat.“

Meinungsverschiedenheit.

Schließer (zu einem eben eingebrachten Gauner): „Pui, schämt Ihr Euch denn nicht? Kommt eben aus dem Zuchthaus und schon wieder abgefaßt, und Euer ältester Bruder ist doch ein so ordentlicher Mensch.“
Gauner: „Was? Ordentlicher Mensch? Gerichtsdiener ist er geworden, die ganze Familie hat er verschimpfiert.“